

»Was hast du dir nur dabei gedacht, mein Schatz? Das war sehr ungezogen!«, schimpfte sie. Richtig böse konnte sie mir allerdings nicht sein, ich wusste, dass sie den Vorfall eher lustig fand. Nie wieder, sagte sie, würde sie mir eine Schüssel Stachelbeeren mit auf den Balkon geben, und von dem Tag an musste ich zum Stachelbeerenputzen in der Wohnung sitzen.

Ich war viel jünger als meine beiden Schwestern. Ruth war vierzehn, als ich zur Welt kam, Eva zwölf. Für mich war es, als hätte ich drei Mütter, denn alle behüteten mich sehr. Ich wurde nicht mit Geschenken verwöhnt und man verlangte stets, dass ich freundlich war und mich gut benahm. Doch die Aufmerksamkeit und die Zuwendung, die ich erhielt, waren wundervoll, und in der Wohnung schien sich tatsächlich alles um mich zu drehen. Meine Familie nannte mich Puppe oder Kleine.

Als kleines Mädchen tänzelte ich ständig auf Zehenspitzen durch die Wohnung und sang. Ich besuchte einen Kindergarten, den eine fürsorgliche Dame leitete, wir lernten Lieder, erfanden immer neue Rollenspiele und beschäftigten uns mit einfachen Basteleien. Wir unternahmen Ausflüge, spazierten unter Aufsicht in Zweierreihen, einander an der Hand haltend, den breiten Fußweg am Kanal entlang. Wir übten kleine Theaterstücke ein, einmal spielte ich eine Schneeflocke, ein andermal ein Kaninchen. Zum Muttertag bastelte ich einen leuchtend bunten Papierstrauß für meine Mutti.

Begleitet von meiner Familie besuchte ich einen Sportverein in unserem Viertel, wo kleine Kinder besondere Vergünstigungen erhielten und ich mit meiner besten Freundin Inge spielte. Sie hatte eine Zwillingsschwester, und beide gingen in denselben Kindergarten wie ich.

Inzwischen war der Krieg voll im Gange, doch ich wusste nichts davon. Die Schreckenszenen, die sich weit entfernt in anderen Ländern abspielten, als deutsche Armeen durch Europa marschierten, hatten keine Auswirkungen auf meine Welt. Meine liebevolle Familie umhegte und schützte mich. Welche Sorgen und Ängste ihnen der Krieg auch bereitete, sie hielten es vor mir verborgen. Ich ahnte nichts.

Als ich geboren wurde, war mein Vater, Waldemar oder Waldi, wie ihn meine Mutter nannte, bereits vierzig, zu alt, um als Soldat zu den Waffen gerufen zu werden – zumindest zu Beginn des Krieges. Er hatte im Ersten Weltkrieg gedient, war über dem Kanal in einem Flugzeug abgeschossen worden und hatte eine verkrüppelte Hand und andere bleibende Verletzungen davongetragen. Wegen seines Alters, seiner Dienstbescheinigung, seiner Kriegsverletzungen und aufgrund der Tatsache, dass er in einem kriegswichtigen Betrieb arbeitete, konnte er bei uns zu Hause bleiben. Er bekleidete eine leitende Stellung bei der Eisenbahn, seine Aufgabe war es, Anschläge auf das Schienennetz und auf Züge zu verhindern.

In den ersten Kriegsjahren wurde er manchmal zur Arbeit ins »Warthegau« abkommandiert. Nach dem Ersten Weltkrieg war das »Warthegau« Polen zuerkannt und von Polen besiedelt worden, von denen die meisten nach dem deutschen Überfall von 1939 nach Südpolen evakuiert wurden. Ihre Höfe und Arbeitsstellen übernahmen Deutsche. Die Polen, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg dort gelebt hatten, konnten größtenteils bleiben, doch nun arbeiteten sie für Deutsche. Mein Vater hatte den Auftrag, den Schmuggel zu unterbinden, der dort grassierte. Obwohl er weit weg von uns

arbeitete, konnte er regelmäßig nach Hamburg reisen, und ich war gewohnt, dass er zu Hause war.

Während seiner Abwesenheit lebte mein Vater zur Miete in einer Wohnung in Posen (heute: Poznan), und wenn er nicht zu Besuch nach Hamburg kam, fuhren wir manchmal zu ihm und verbrachten einige Zeit dort. Meist reiste ich mit meiner Mutter allein, denn ich ging noch nicht zur Schule und hatte keine Verpflichtungen. Manchmal schlossen sich uns Eva und Ruth an und verbrachten ein Wochenende mit der Familie; dann gingen wir spazieren, spielten im Park oder sammelten Walderdbeeren.

Eine Sache, die mir bei unseren Aufenthalten bei meinem Vater besonders gefiel, waren die Besuche bei den Sundermanns. Sie waren mit meinem Vater befreundet und lebten in einem Gutshaus auf dem Land in der Nähe von Jarotschin, wo sie Landwirtschaft betrieben. Man fuhr die schwungvolle Zufahrt zu dem beeindruckenden Haus hinauf und parkte neben dem davor liegenden Springbrunnen. Die Sundermann-Familie – Onkel Hermann und Tante Frieda – eilte uns zur Begrüßung entgegen, dann gingen die Männer entweder zur Jagd oder man trank gemeinsam Tee und unterhielt sich. Ich spielte unterdessen mit den Kindern Heinz und Fritz, der eine ein Jahr älter, der andere ein Jahr jünger als ich. Wir waren dicke Freunde, wir tobten herum und hatten Spaß, während die Erwachsenen Karten spielten.

Das Anwesen war groß, und mein »Onkel« musste jeden Tag seine Runde machen, um die Feldarbeit zu beaufsichtigen. Er tat dies in einem zünftigen zweirädrigen Gespann, und zu meiner großen Freude durfte ich ihn manchmal begleiten. Wir holperten geschwind über hügelige Felder, und ich hatte immer ein wenig Angst, ich könnte herausfallen, obgleich ich es nie jemandem gestand, da man mich sonst nicht mehr mitgelassen hätte. Auf dem Gut gab es einige Pferde, die ich sehr groß und ein wenig unheimlich fand, aber wunderschön waren sie dennoch.

In der Nähe des Gutshauses lag ein See. Regelmäßig ruderten wir mit Picknickkörben beladen zum anderen Ufer hinüber und spielten dort zusammen. Die Gutsleute züchteten Tauben. Das große Taubenhaus, das wie ein Miniaturwohnhaus gebaut war, hatte es mir besonders angetan. Ich hätte den bunten Vögeln mit dem irisierenden Federkleid stundenlang zusehen können, wie sie in den kleinen Türen ein- und ausstolzierten. Wenn man klein ist, beeindruckt einen die merkwürdigsten Dinge und man vergisst sie nie: Bei den Sundermanns sah ich zum ersten Mal ein Plumpsklo. Ich war fasziniert! Die Toiletten, die ich kannte, hatten einen Absatz in der Toilettenschüssel, doch beim Plumpsklo fällt alles direkt ins Loch, sodass man das Wasser platschen hört, was mich enorm beeindruckte. Es waren unbeschwerte Tage. Ich pendelte zwischen meinem behaglichen Leben in Hamburg und dem Abenteuer des Landlebens und der Natur im Warthegau hin und her und war rundum glücklich.

Mein Vater war ein wohlhabender Mann, der sich hochgearbeitet hatte und nun bei der Reichsbahn angestellt war. Er war in einem katholischen Waisenhaus aufgewachsen. Seine Schwester Else lebte in Berlin, ansonsten besaß er keine Familie.

Anders meine Mutter – auf ihrer Seite gab es viele Verwandte. Mein Großvater, den wir Opa nannten, und meine Großmutter, unsere Omi, hatten drei Töchter: Norma,

meine Mutter, Hilda und Irma. Die Töchter – meine Tanten – und Großvater lebten alle in Hamburg und so nahe bei uns, dass wir sie regelmäßig besuchten. Mein Großvater hatte sein Leben lang als Maschinist auf hoher See gearbeitet. Bei seinen Reisen über die Ozeane sah er viele Orte und fremde Länder. Auf einer dieser Reisen prophezeite ihm eine Zigeunerin, er werde einen großen Glücksgriff tun. Bei seiner Rückkehr bewahrheitete sich ihre Prophezeiung: Er gewann eine große Summe bei der Deutschen Lottogesellschaft. Ich habe keine Ahnung, wie hoch sein Gewinn war, doch es war ein ansehnliches Sümchen. Wie der Vater in dem Märchen verteilte er einen Teil des Gewinns an seine drei Töchter mit der Aufforderung, sie sollten sich davon kaufen, was sie sich wünschten. Meine Mutter kaufte sich ein sehr schönes Silberbesteck und ihr geliebtes Meissner Porzellan. Tante Irma entschied sich für Schmuck, denn sie hatte sonst alles. Und wie die kluge Tochter im Märchen erwarb Tante Hilda ein Stück Land – die beste Wahl, wie sich später herausstellen sollte.

Mein Großvater sagte immer zu mir, ich hätte sein Glück geerbt. Ich kaufe noch immer Lottoscheine für den Fall, dass er recht behält!

In meiner Kindheit betrieb meine Großmutter in Hamburg einen Mittagstisch für Geschäftsleute. Unter der Woche kamen sie zum Mittagessen zu ihr in die Wohnung. Meine Großmutter kochte nur an Werktagen. Ihre drei Töchter, meine Mutter, Tante Hilda und Tante Irma, halfen bei ihr aus, und ich war oft mit von der Partie. Ich erinnere mich, dass meine Großmutter einen kleinen Tisch mit Stühlen speziell für mich und meinen Cousin besaß. Volker, Tante Hildas jüngster Sohn, war wie ein Zwillingbruder, denn er war nur vier Wochen älter als ich. Wir mussten still sitzen, denn die Mittagsgäste sprachen während des Essens gerne über ihre Unternehmungen und wollten nicht von Kindern gestört werden. Auch Baby Henning, Tante Irmas einziges Kind und vier Jahre jünger als Volker und ich, war dabei. Über Hennings späte Geburt wurde in unserer Familie gerne gewitzelt: Als sich Tante Irmas Kinderwunsch endlich erfüllte und man meiner Großmutter berichtete, ihre Tochter sei mit vierzig schwanger geworden, tat sie dies mit den Worten ab: »Seid nicht albern und lasst euch nichts erzählen. Das sind die Wechseljahre.« Tatsächlich gab es einen Wechsel in ihrem Leben, aber zum Glück war Henning daran schuld.

Vieles aus meiner Kindheit in der Wandsbeker Chaussee ist mir im Gedächtnis geblieben. Der Duft von frisch gebackenem Brot versetzt mich noch heute dorthin zurück, denn im Erdgeschoss unseres Hauses befand sich die Bäckerei der Familie Wedemeier. Vom frühen Morgen an war die Umgebung vom Duft des Brots im Backofen erfüllt. Manchmal bestellte meine Mutter telefonisch etwas in der Bäckerei, dann durfte ich hinunterlaufen und die Waren abholen. Unser Haus war ein großer Wohnblock mit einer Fassade zu beiden Seiten des Haupteingangs und einem geschwungenen Treppenhaus. Ich rannte die Treppe hinunter und stieg anschließend langsam wieder hinauf, während ich den Duft des warmen Brots schnupperte, das ich im Arm trug. Ohne Begleitung eines Erwachsenen durfte ich den Lift nicht benutzen.

Wir hatten ein großes Wohnzimmer, von dem ein Zimmer abging, in das man durch eine große, zweiflüglige Schiebetür gelangte: das Rauchzimmer. Es war in Wirklichkeit

das Büro meines Vaters. Hier standen seine Bücher, dorthin zog er sich zurück, wenn er rauchte. Das Zimmer war sein Hoheitsgebiet, in dem die übrige Familie nichts zu suchen hatte. Es war mit langen Ledersofas möbliert, die mir riesengroß vorkamen. Anfangs fühlten sie sich kalt an, wenn ich mit kurzem Kleid und nackten Beinen darauf saß, aber nach einer Weile wurde das Leder warm, und ich spürte, wie es an meinen Oberschenkeln klebte.

An Weihnachten wurde ein Weihnachtsbaum in das Rauchzimmer geschmuggelt, den die Erwachsenen heimlich schmückten und unter den sie die Geschenke legten.

Dann wurde die Tür bis zum Weihnachtsabend abgeschlossen. An Heiligabend gingen wir in die Kirche, und wenn wir zurückkehrten, wurden die großen Türflügel geöffnet, und mein Vater läutete mit einer kleinen Glocke. Voller Spannung rannten wir hinein, um zu sehen, was es darin gab. Staunend sah ich die brennenden Wachskerzen am Baum und die Stapel von Geschenken, die sich neben ihm auftürmten. Anschließend aßen wir zu Abend, und die Kinder mussten ein Weihnachtslied vorsingen, ein Gedicht vortragen oder etwas vorlesen. Mein Vater las die Weihnachtsgeschichte vor, und die ganze Familie sang »Stille Nacht, Heilige Nacht«. Schon als Dreikäsehoch lernte ich, mit meinen Schwestern mehrstimmig zu singen. Jedes Mal, wenn ich Tannenduft rieche, erinnere ich mich wieder an die Weihnachtsabende in Hamburg, als wir noch alle zusammen in unserem warmen, behaglichen Zuhause lebten.

Der Tod meiner Schwester Ruth erschütterte diese kleine, heile und glückliche Welt in den Grundfesten. Meine schöne, bezaubernde, schon so erwachsene Schwester. Sie war neunzehn, arbeitete als technische Zeichnerin in der Stadt und führte ein reges, geselliges Leben. Sie war Mitglied in einem Radsportverein und liebte das Theater. Sie war zu jung, um zu sterben.

1943 war ich fünf Jahre alt. Ich hatte Scharlach, und weil die Krankheit ansteckend war, hatte meine Mutter ein Gitter in den Türrahmen zu meinem Zimmer gestellt, damit ich drinnen blieb. Auch Eva, die jetzt siebzehn war, hatte sich angesteckt. Sie hatte sechs Wochen im Krankenhaus gelegen, aber das Schlimmste war überstanden, und sie war wieder zu Hause und kam zu Kräften.

Nur Ruth war bisher der Ansteckung entgangen. Eines Abends, als sie mit Freunden ins Theater gehen wollte, sagte sie ihnen in letzter Minute ab. Sie hatte plötzlich Halsschmerzen – so sehr, dass sie nicht ausgehen konnte –, und beschloss, sich stattdessen ins Bett zu legen. Innerhalb kürzester Zeit verlor sie alle Kraft, und man sorgte sich, sie könnte ebenfalls mit Scharlach infiziert sein. Es war aber nicht das Fieber, das Ruth ans Bett fesselte. In der Wohnung wurde es sehr still, die Atmosphäre war angespannt. Die Ärztin kam, konnte jedoch nichts ausrichten.

Ruths Krankheit dauerte nur drei Tage. Ihr Hals schwoll immer mehr zu, bis sie keine Luft mehr bekam. Am dritten Tag waren endlich die Sanitäter benachrichtigt worden; der Krankenwagen parkte bereits vor der Haustür, als sie ihre Arme um meine Mutter legte. Sie flüsterte kaum noch hörbar: »Oh, meine liebe Mutti«, und starb.

Ich stand in meiner Zimmertür an die Absperrung gelehnt und fragte mich, was vor sich ging. Dann hörte ich den ersticken Aufschrei meiner Mutter. Meine geliebte Schwester war in diesem Augenblick, drei Wochen vor ihrem zwanzigsten Geburtstag, gestorben. Es sollte lange dauern, bis ich alt genug war, um wirklich zu verstehen, dass ich sie nie mehr wiedersehen würde und dass ihr Tod die Achsen meiner sorglosen kleinen Welt für immer verrückt hatte.

Unser Vater, der dienstlich unterwegs war, hatte geträumt, dass etwas passiert sei. Da alle Telefonleitungen unterbrochen waren, hatte meine Mutter ihn nicht anrufen können. Doch wegen seines Traums reiste er sofort zurück und kam am nächsten Morgen an. Er hatte keine Ahnung, was ihn nach Hause trieb, nur ein überwältigendes Gefühl, als ob jemand nach ihm rief. Er und Ruth standen sich sehr nahe: Von seinen drei Töchtern kam sie am stärksten nach ihm, während Eva und ich eher unserer Mutter ähnelten. Vielleicht war es dieses starke Band zwischen den beiden, das ihn nach Hause zog.

Bei seiner Ankunft war seine geliebte älteste Tochter bereits tot.

Heute kenne ich die Umstände von Ruths Tod aus einem Brief, den meine Mutter an ihre Schwägerin geschrieben hat, an Tante Else, die mit ihrem Mann, Onkel Arthur, bei Berlin lebte. Meine Schwester wurde »die große Ruth« genannt, weil Tante Elses Tochter auch Ruth hieß. Sie war stets »die kleine Ruth«, denn sie war nur drei Wochen älter als ich und ebenfalls ein ungeplanter Nachzügler mit Geschwistern im Teenageralter.

10.4.1943

*Liebe Else und Familie, nun sind wir über die ersten aufregenden Tage hinweg. Für uns ist der Verlust unserer lieben großen Ruth immer noch unfassbar. Der Tod kam zu schnell. Waldi ist inzwischen auch wieder abgereist, er ist noch viel weiter weg versetzt. Ihr könnt Euch wohl denken, wie schwer für ihn die Rückfahrt nach dort war. [...] Bärbel liegt ja im Bett mit Scharlach, ist Gott sei Dank über'n Berg und kann bald wieder aufstehen. Unsere Eva hat im Arbeitsdienst Scharlach gehabt und sechs Wochen im Mecklenburger Krankenhaus gelegen. Sie war gerade auf Erholungsurlaub hier bei uns in Hamburg, und so erlebte sie den Tod ihrer großen Schwester mit. Nur drei Tage war Ruth krank. Sie fühlte sich so matt seit Sonntagabend. Montag holte ich unsere Ärztin. Sie machte einen Scharlach-Abstrich, welcher negativ war. Von Dienstagnacht zu Mittwoch war Ruth gar nicht gut. Am Mittwoch rief ich dann wieder die Ärztin an. Um drei Uhr Nachmittags sollte Ruth ins Krankenhaus mit einer schweren Angina. Als die Krankenträger die Bahre holten, bekam Ruth eine plötzliche Schwäche. Sie saß auf ihrem Bett, fasste mich um und sagte: »Meine liebe Mutti«, fiel in meine Arme, und sie war tot. Ich konnte immer wieder weinen, wenn ich an diese Sekunden zurückdenke. Unsere fleißige, immer bereite und fröhliche Ruth. Es ist schrecklich. Wir haben eine schöne Grabstelle gekauft, gleich für mehrere Personen. Die Beerdigung war ganz wunderschön. [...] Wenn sie hätte alles sehen können, wie viel Liebe und Trauer ihr auf dem*